

Die Gnade Gottes, unseres Vaters, und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Gemeinde,

Dieses Bild stammt von unserem Konficamp im August. Wir hatten glücklicherweise die einzige Woche in diesem Sommer erwischt, in der es nicht geregnet hat. Gut, dass wir Sonnensegel dabei hatten.

Mich lässt das Foto an ein Fest denken, das im jüdischen Kalender morgen beginnt. Eine Woche lang feiern Juden und Jüdinnen weltweit nun das Laubhüttenfest. Das hat seinen Namen von Laubhütten, die man sich zuhause, etwa im Garten, eigens dafür baut. Darin wohnen die Menschen nun sieben Tage lang, und sie werden sich an die 40 Jahre erinnern, in denen das Volk Israel durch die Wüste gewandert ist, bevor es das gelobte Land betreten konnte. Das waren 40 Jahre ohne festes Dach über dem Kopf, und daran erinnert die wichtigste Bauanweisung, die beim Errichten dieser Hütten gilt: man muss sie so bauen, dass das Dach durchscheinend ist für den Himmel darüber.

So, wie die Sonne hier durchs Segel scheint. Die drei, die da fotografiert sind, mögen sich erkennen, und wenn Sie, liebe Gemeinde, das nicht tun, dann ist das Absicht. Der Datenschutz lässt grüßen... Ein bisschen unterhalten sich die drei, ein bisschen hören sie dem einen zu, der sich gerade an einer Ukulele versucht. Und durchs offene, durchlässige Dach, durch das Sonnensegel scheint der Himmel ins Bild.

Das ist nicht nur das, wie die Menschen während des Laubhüttenfestes ganz buchstäblich leben, sondern, wie ich finde, auch ein wunderbares Bild dafür, was es grundsätzlich heißt, zu leben als einer oder eine, in deren Leben Gott einen Platz hat. Den Alltag leben – offen nach „oben“.

Soweit die Vorrede, jetzt lese ich den heutigen Predigttext aus den Klageliedern des Jeremia.

Gedenke doch, o HERR, wie ich so elend und verlassen, mit Wermut und Bitterkeit getränkt bin! Du wirst ja daran gedenken, denn meine Seele sagt mir's.

Dies nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch: Die Güte des HERRN ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Der HERR ist mein Teil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen.

Denn der HERR ist freundlich dem, der auf ihn harret, und dem Menschen, der nach ihm fragt. Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des HERRN hoffen. Denn der Herr verstößt nicht ewig; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte.

Liebe Gemeinde,

ob das tatsächlich der Prophet Jeremia ist, der einst so gebetet hat, das sei dahin gestellt. Wichtig ist: das sind Worte eines Menschen, der sein Leben offen weiß dafür, dass Gott da hineinscheint und seine Spuren hinterlässt. In der Versauswahl, die irgendwann einmal so von einer Kommission festgelegt worden ist, deren Aufgabe es war, das dritte Kapitel aus dem Buch der Klagenlieder in die Sammlung der Predigttexte aufzunehmen, hören wir vor allem Worte des Dankes und des Vertrauens. Wofür dieser Mensch dankt, was er erlebt, was ihm Wermut und Bitterkeit beschert hat, das wissen wir im Einzelnen nicht. Aber deutlich ist: er blickt auf Momente in seinem Leben zurück, in denen er Gott am Werk erkennt. Barmherzig und treu, mit einer Güte, die jeden Tag neu ist. Vielleicht findet die Erinnerung an eine Bewahrung in einer Zeit der Krankheit hier ihren Niederschlag, oder die an den glücklichen Ausgang einer Auseinandersetzung. Wohltuend schön klingen diese Worte, zu schön fast. Ich habe einen zornigen Kommentar eines Kollegen gelesen: das seien Worte wie eine Hängematte, in die man sich wohlig hineinlegen könne – aber so sei doch das Leben nicht.

Ich kann ihn verstehen, diesen Kollegen. Und ich habe zwei Gedanken dazu: der eine: ja, diese Worte spiegeln die Fülle des Lebens auf den ersten Blick nicht richtig wieder. Dass dieser Beter kurz vor dem völligen Untergang steht, das ist beim ersten Hören leicht zu überhören. Dass er und die Seinen fast „gar aus sind“, wie das in schönem Lutherdeutsch heißt, das geht fast unter ob seiner Vertrauensbekundungen und seines Dankes. Doch das wird mir zur Anfrage an uns. Finden wir noch solche Worte? Ich habe in der vergangenen Woche in viele sonnengebräunte Gesichter gesehen und von vielen gehört, wie gut der Sommer getan habe. Die Zeit zum Abschalten, der Urlaub am Meer oder in den Bergen. Werden uns solche Momente zum Anlass, der uns Worte des Dankes sprechen lässt? Und die Frage stellt sich ja nicht nur, weil wir – hoffentlich auch Sie – jetzt einen guten Sommer hatten. Dass und wie wir leben – in einer sicheren Stadt im Frieden, weit weg von den Kriegsgebieten dieser Welt, verschont von den Naturkatastrophen, die wir aus dem Fernsehen kennen, mit kurzen Wegen zu Ärzten, wenn es darauf ankommt – wird uns das noch ab und an zu einem Anlass des Dankes? Dass ihr Konfis ganz selbstverständlich die Schule besuchen und eine Ausbildung machen könnt, die euch in die Lage versetzt, ihrem Leben selbst Gestalt – wird euch das manchmal Grund zum Dank? Oder reicht es immer nur zum Stöhnen über das frühe Aufstehen?

Sehen wir Gott hineinscheinen in unser Leben? Gleichen wir den Jungs, die sich ihren Platz unter dem Sonnensegel gesucht haben und dennoch die Kraft der Sonne noch spüren, oder wäre das passende Foto von uns nicht eher eines in einem komfortablen und warmen, aber halt ganz undurchlässigen Haus?

Mein zweiter Gedanke: ich kann den Kollegen in seiner Unzufriedenheit über die Versauswahl verstehen. Es ist schon fast ein Wunder, dass es da überhaupt möglich war, solche Stellen zusammenzufinden. Denn der Grundton dieses Buches ist ein ganz anderer. Es gibt wohl kein zweites biblisches Buch, das so verzweifelt, düster, bitter klingt wie dieses.

Selbst der bitterlich klagende Hiob findet letztendlich ja seinen Frieden. Dagegen

fehlt in den Klageliedern jede Wende zum Guten. Da ist keine Hoffnung, kein Silberstreif am Horizont. Wer betet wie die Menschen, die sich diese Gebete einst zu eigen gemacht hatten, der hat sich eingefunden in ein Schicksal, das nur noch Untergang bedeuten kann.

Wenn ich überlege, wohin so verzweifelte und resignierte Klagen heute noch passen, dann fallen mir nur die Künstlerinnen und Musiker in Kabul ein, die nicht nur ahnen, sondern wissen: ihre Zeit ist abgelaufen.

Aber immer noch sind da Worte. Worte, bei denen uns der Atem stocken mag – wenn etwa Gott gefragt wird, ob er denn wolle, dass die Menschen in ihrem Hunger die eigenen Babys aufessen – aber immer noch Worte. Da ist noch jemand, an den sich die Menschen wenden. Vielleicht wäre das passende Bild dazu die drohende Gewitterwolke hinter dem Sonnensegel, so mächtig, dass sie zwar keine Sonne mehr erahnen lässt, aber doch die Erinnerung an sie nicht auslöschen kann.

In unseren bequemen Häusern macht es keinen Unterschied mehr, ob es gewittert oder ob die Sonne scheint. Vielleicht ist es das, was unsere Zeit in Bezug auf Gott so stumm hat werden lassen.

Anlässe hätten wir genug, unserem Gott nicht nur unseren Dank, sondern auch unsere Klage und unsere Verzweiflung entgegen zu schleudern. Die Bilder und Nachrichten etwa, die uns seit einem Monat aus Afghanistan erreichen, oder auch die Botschaft, die gestern der Generalsekretär der UNO den Völkern und Regierungen hat zuteil werden lassen: wenn alle Länder umsetzen, was sie bislang an Zusagen zum Klimaschutz gemacht haben, dann landen wir bis Ende des Jahrhunderts bei 2,7 Grad. Freilich, das allermeiste an Leid auf dieser Welt, einschließlich der scheinbar unaufhaltsamen Klimakatastrophe, haben wir uns selbst zuzuschreiben. Und das gilt sicher auch für die Enttäuschungen und Verletzungen, die Menschen sich im Privaten tagtäglich zufügen. Aber dass Gott dabei so unbeteiligt bleibt, das ist schwer auszuhalten. Ich glaube nicht, dass es ein Ausweis von Vernunft und Abgeklärtheit ist, wenn wir Gott aus dem Spiel lassen bei der Lösung unserer Probleme. Das verrät vielmehr einen Mangel an Mut, und dass wir es wohl einfach verlernt haben, mit ihm zu ringen, ihn beim Wort zu nehmen. „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.“ Das ist eine wunderbare Verheißung, – aber ich glaube, es geht uns mit ihr, frei nach Karl Valentin, so, dass wir das gern wollen möchten, unserem Gott entgegenzurufen: Wo ist nun diese Zukunft? Wo ist die Hoffnung?“ Aber wir trauen es uns nicht zu dürfen, haben vielleicht auch nie gelernt, wie das geht.

Ich glaube, wir berauben uns damit einer Quelle der Kraft, die den Unterschied machen könnte. Denn solange wir ringen, streiten, solange da einer ist, den wir ansprechen, anklagen, vielleicht auch anflehen können, solange ergeben wir uns nicht in die Resignation. Und Hoffnung ist, solange wir lebendig bleiben.

Aber das wäre wohl der zweite Schritt. Der erste, das sind wohl Worte des Dankes. Und das machen wir dann gleich miteinander, mit dem nächsten

gemeinsamen Lied.

Amen